

DIE FACKEL

Nr. 102

WIEN, ENDE APRIL 1902

IV. JAHR

[Grubenkatastrophen]

Was alles zu einer ordentlichen Grubenkatastrophe gehört, das ist, weil hierin häufige Wiederholung bereits einen feststehenden Usus geschaffen hat, sattsam bekannt: zunächst aufopferndes Benehmen der Ingenieure bei den Rettungsarbeiten, dann ein fulminanter Artikel der 'Arbeiter-Zeitung', hernach ein Dringlichkeitsantrag der sozialdemokratischen Abgeordneten, den das Abgeordnetenhaus einstimmig genehmigt und bei dessen Beratung der Ackerbauminister strengste Untersuchung zusagt, ferner Erscheinen des böhmischen Statthalters beim Leichenbegängnis der verunglückten Bergleute und schließlich eine splendide Versorgung ihrer Hinterbliebenen durch die Brüxer Kohlenbergbau-Gesellschaft. Grubenkatastrophen pflegen nämlich meistens bei der Brüxer Kohlenbergbau-Gesellschaft vorzukommen. So war's auch neulich wieder am letzten April in Teplitz, und auch sonst hat alles so ziemlich gestimmt bis auf den Artikel der 'Arbeiter-Zeitung', der diesmal, weil die Maifestfreude nicht verdorben werden durfte, recht mild ausfiel. Ganz gewiß wird aber das Ergebnis der strengen Untersuchung mit dem aller früheren stimmen; Herr Hallwisch wird weiter im Sorgenstuhl des Präsidenten der Brüxer Kohlenbergbau-Gesellschaft und niemals in strengem Arrest sitzen, und Herr Petschek, der Vizepräsident, der bei dem Unternehmen der eigentlich Machthabende ist, darf zufrieden darauf hinweisen, daß die Gewinne der Brüxer Kohlenbergbau-Gesellschaft jährlich nicht weniger als zwanzig Prozent ihres Kapitals, die Verluste aber während aller Jahre ihres Bestehens kaum mehr als zehn Prozent ihrer Arbeiter betragen.

†

* * *

[Das Zuckerkartell und die Zeitungen »von der 'Neuen Freien Presse' bis zum letzten Preßköter, der 'Ostdeutschen Rundschau'«]

Das Leben, längst schon witziger als die Sonntagshumoristen der 'Neuen Freien Presse', hat jetzt auch Herrn Bacher bei seinem sonntäglichen Versuch, eine juristische Farce gegen den Obersten Gerichtshof zu veranstalten, übertrumpft. Da just in der bekannten Concordiaversammlung der Kampf für die Ehre der Zeitungen erneuert wurde, drangen über das Blatt, das ihn durch die Klage gegen einen christlichsozialen Gemeinderat begonnen, Mitteilungen in die Öffentlichkeit, die jeden Liebhaber grotesker Schauspiele herzlich bedauern lassen mußten, daß es der 'Ostdeutschen Rundschau' nicht gelungen ist, sich den Anspruch auf eine Beurteilung vom Standpunkt der Ehre zu sichern. Wie einer, der all seine Hoffnung auf einen Erbonkel gesetzt hätte und schließlich einen riesigen Überschuß von Passiven erbt, hat die

'Ostdeutsche Rundschau' leidenschaftlich um die Zuerkennung einer Ehre gestritten, bei der sich jetzt ein klägliches Defizit ergeben hat. Herr Guttmann hat immerzu das Pauschalienkonto vergrößert, und der sorglose Herr Wolf merkte nicht, daß das Ehrenkonto beständig abnahm. Nunmehr ist Herr Guttmann, der vom Zuckerkartell bestochene, aus dem Verband der 'Ostdeutschen Rundschau' entlassen, und vorher wurde er, der in Wahrheit auch »Schriftleiter« des Handelsteiles war, noch zum bloßen Verwalter des Blattes degradiert. Solches geschah in der Erkenntnis, daß, da doch die 'Ostdeutsche Rundschau' dem Obersten Gerichtshof zufolge keine Ehre hat, die Kompromittierung der Administration unmöglich der Redaktion schaden könne, die sich unerschüttert von allen administrativen Beeinflussungsversuchen, auch fürderhin als »ehrenfeste Schriftleitung« titulieren lassen wird. Aber schon am Tage, da die Entlassung eines bestechlichen Verwalters angekündigt wurde, drängte sich die Frage auf, welchen Zweck eigentlich das Zuckerkartell mit den Bestechungen von Zeitungsadministratoren verfolgen sollte, neben denen ehrenfeste wirtschaftliche und politische Redakteure jederzeit unbekümmert über den Zuckerwucher ihre Meinung sagen. Die Antwort lautete wenige Tage später: die 'Ostdeutsche Rundschau' hatte, offenbar um auch jeden Schein administrativer Eingriffe in das redaktionelle Gebiet zu vermeiden, kurz entschlossen das heiß umstrittene Grenzgebiet von Redaktion und Administration, den volkswirtschaftlichen Teil, ganz und gar in die Hand des Administrators gegeben: Herr Guttmann war nicht bloß Verwalter des Blattes, sondern auch Leiter des Wirtschaftsressorts, und Herr K. H. Wolf hat sich prinzipiell um dieses Ressort nicht gekümmert. Gerade bei der Zeitung, deren starker Korpsgeist ihr die Aberkennung einer Verbandsehre so schmerzlich erscheinen ließ, bestand, wie uns jetzt versichert wird, die strengste Absonderung und Arbeitsteilung, und Herr Wolf wird, da die 'Ostdeutsche Rundschau' der Annahme von Pauschalien des Zuckerkartells überwiesen ist, zwar vielleicht bald ein Gefallener sein, aber ist heute noch kein Prostituirter.

*

Eine Interpellation im Abgeordnetenhaus hatte behauptet, daß die Wiener Blätter, sozusagen »von der 'Neuen Freien Presse' bis zum letzten Pressköter, der 'Ostdeutschen Rundschau'«, vom Zuckerkartell bestochen seien, und bald erfuhr man, daß die Reihe der Bestechungen, die, wie die 'Fackel' seinerzeit gemeldet hat, mit 100.000 Gulden beginnt, mit 12.000 Kronen ende. Da aber geschah nie Dagewesenes: am 26. April gab die 'Neue Freie Presse', von der die ältesten Leute sich nicht erinnern können, daß sie jemals unbestochen war, die strikte Erklärung ab, daß weder sie selbst, noch einer von ihren Herausgebern, Redakteuren, Mitarbeitern und Beamten jemals vom Zuckerkartell oder von einem seiner Teilhaber oder Bevollmächtigten Geld erhalten oder sich ausbedungen habe. So niederschmetternd war der Eindruck dieser Erklärung, daß sich noch am selben Tage der Wiener Korrespondent des 'Vorwärts' hinsetzte, um für das Zentralorgan der reichsdeutschen Sozialdemokratie einen — am 30. April erschienenen — Bericht über die Zuckerkartellpauschalien der 'Ostdeutschen Rundschau' zu schreiben, in dem es heißt:

»Sie (die 'O. R.') teilt diese Charakterlosigkeit mit dem überwiegenden Teil der Wiener Presse, die fast gänzlich den Zuckerwucherern dienstbar ist und die Interessen der Bevölkerung an das Zuckerkartell für klingende Münze ausgeliefert hat. Der Unterschied ist nur, daß man die 'Ostdeutsche Rundschau' für ein anständiges Blatt gehalten hatte, wozu sich bei der 'N. Fr. Presse' zum Beispiel wohl niemand entschließen wird; daß man von ihr er-

wartete, sie sei zu solcher Gemeinheit unfähig, wogegen man von der vulgären Börsenpresse weiß, daß sie zu allem bereit ist.«

In der Tat, auch am 26. April konnte sich niemand in Wien entschließen, die 'Neue Freie Presse' für ein anständiges Blatt zu halten. Alles in der Welt ist möglich. Und so ist ja vielleicht sogar möglich, daß die 'Neue Freie Presse' diesmal die Wahrheit gesagt hat. *Unmöglich* ist aber, daß irgendjemand der 'Neuen Freien Presse' *geglaubt* hat, daß sie die Wahrheit sage. Mit Nachrichten wie jener über den Bezug von Pauschalien des Zuckerkartells ist's eine eigene Sache. Sie können, selbst wenn sie aus der vertrauenswürdigsten Quelle fließen, irrig sein; sie können aber noch leichter von der (im wahren Sinne des Wortes) beteiligten Seite bestritten werden. Denn der Vorgang bei Abschließung der Schweiggeldverträge ist der folgende: Als das Zuckerkartell vor sechs Jahren gegründet wurde, kam ein Agent des Kartells in die Redaktionen. Er offeriert dem Herausgeber das Pauschale gegen die bloße Verpflichtung, über das Kartell nichts Nachteiliges zu bringen. Der Mann von Ehre schwankt, wiewohl der Agent versichert, die anderen Blätter hätten die Summen akzeptiert, ohne Anstand zu nehmen. Der Mann von Ehre greift erst zu, da der Agent *versichert, daß eine Entdeckung des Pauschalverhältnisses ganz unmöglich* sei und daß die Blätter keinen Skandal zu befürchten hätten. Und es gibt keinen diskreteren Kompaziszenten als das Zuckerkartell. Nur wo der Handelsredakteur sich selbst ins Zuckerhaus bemüht, ist Gefahr vorhanden, daß die Sache aufkommt. Die 'Ostdeutsche Rundschau' war unvorsichtig. Aber glaubt einer ernstlich, daß das Kartell, dem der Gehorsam eines in wirtschaftlichen Dingen gleichgültigen Blättchens 12.000 K. wert ist, nicht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hat, um die gefürchtete Unnahbarkeit eines Weltblattes in Versuchung zu bringen? Niemand dachte daran, die Erklärung der 'Neuen Freien Presse', daß sie zum erstenmal nicht bare Münze genommen habe, für bare Münze zu nehmen, und allenthalben wurde bloß darüber gestritten, ob das Blatt so unverhohlen zu lügen gewagt oder ob es sich in seiner Erklärung nicht doch irgendwelches Hintertürchen offen gelassen habe. Ganz unglaublich konnte eine einfache freche Lüge nicht erscheinen; denn das Blatt, das soeben noch — während der Brüsseler Konferenz — mit einer unerhörten Rücksichtslosigkeit die Interessen des Zuckerkartells verteidigt hatte, schrieb in seinem Protest gegen den Vorwurf der Bestechlichkeit, seine aufmerksamen Leser wüßten, »daß wir das Zuckerkartell, seit es besteht, als eine volkswirtschaftlich schädliche und die Bevölkerung ganz ungerechtfertigt belastende Einrichtung bekämpft haben und noch immer bekämpfen.« Das nannte, die 'Neue Freie Presse' eine »offenkundige Tatsache«, und doch hatte sie während der Tagung der Zuckerkonferenz kein einzigesmal eine redaktionelle Meinung über die Zuckerfrage abgegeben, keines einzigen Volkswirts Meinung eingeholt und fast Tag für Tag in spaltenlangen Artikeln ausschließlich Mitglieder des Zuckerkartells zu Wort kommen lassen und neben ihnen nur noch — Herrn Auspitz. Aber halt! mochte sich ein geübter Leser der 'Neuen Freien Presse' zurufen, sollte nicht der Name des Herrn Auspitz den Fingerzeig für eine Auslegung geben, bei der der Protest der 'Neuen Freien Presse' eben so wahr bleibt wie die Beschuldigung? Man erinnert sich der Versicherung des Herrn Auspitz, daß er dem Zuckerkartell nicht angehöre, und der Aufklärungen, welche die 'Fackel' in den Nummern 95 und 97 über die stille Teilnehmerschaft des Besitzers der Fabriken in Rohatetz und Bisenz am Zuckerkartell erteilt hat. Und die 'Neue Freie Presse' leugnet doch bloß, daß sie »zu dem Zuckerkartell in irgend einer wie immer gearteten Beziehung stand« und vom Kartell »oder einem seiner Teilhaber oder Bevollmächtigten« Geld erhalten hat. Ihre Beziehungen zu Herrn Auspitz kann sie

hingegen unmöglich bestreiten. Sollte die Vermutung so ganz ungereimt sein, daß sie die Gelder des Zuckerkartells wirklich von keinem Kartell—Teilhaber, sondern *nur* von Herrn Auspitz empfängt? ... Oh über die Aufrichtigkeit der Entrüstung, weil einige Abgeordnete es gewagt hatten, die Pauschalienbehauptung »mit ihrer Immunität zu decken«! In Wahrheit hat es einer Immunität gegen Ehrenbeleidigungsklagen der 'Neuen Freien Presse' noch niemals bedurft, weil sie selbst sich längst eine Immunität gegen Ehrenbeleidigungen durch Abstumpfung erworben hat. †

* * *

[Was man früher alles sagen durfte]
Was man alles *bis zur* Empörung über das »Urteil des Obersten Gerichtshofes« der 'Neuen Freien Presse' sagen durfte:

»Wenn Kürnberger heute hören könnte, daß die 'Neue Freie Presse', diese *Mißgeburt* August Zang's — welcher im Jahre 1873 mir gegenüber sie als eine *von der Regierung konzessionierte Kupplerin jeglicher Korruption, als die unverschämteste Buhlerin aller Staatsbetrüger und Diebe* bezeichnete —, sich heute, 30 Jahre nach Beendigung des Kampfes um den Wienerwald, als Beschützerin desselben, den niemand angreift, aufspielen werde, er würde die Last der Erde, unter der er schläft, sprengen, um dieser *schamlosen Dirne ins Gesicht zu schlagen.*«

Josef Schöffel,
niederösterreichischer Landesausschuß,
in Nr. 81 der 'Fackel' ¹.



Vom Konservatorium

»Wir, sind nicht blind gegen das, was uns mangelt, aber es ist meine Pflicht, mich für unser Institut einzusetzen. «

Richard v. Perger

Am 24. April fand die diesjährige Generalversammlung der Gesellschaft der Musikfreunde statt. Ganz gegen den sonstigen Brauch fand sich ein Teilnehmer, der den zaghaften Versuch machte, ein klein wenig in das große Wespennest, genannt Wiener Konservatorium, hineinzustechen. Die Eingeweihten wissen längst, daß hier vieles, faul und morsch geworden; aber aller Reformierungseifer begnügt sich damit, zu übertünchen und zu vertuschen: man blendet durch äußern Glanz, schwimmt in allen Wonnen der Selbsttäuschung und Selbstberäucherung, und niemand wagt es, die mühsam geschaffene Illusion zu stören. Auch der schüchterne Antragsteller machte eigentlich nur Übertünchungsversuche und brachte ein paar unbedeutliche Verbesserungsvorschläge bezüglich des Lehrplanes vor, ohne die eigentlichen Ursachen des Verfalls zu berühren. Wie eines der Tagesblätter — man mag anneh-

men, daß sie diesmal nicht in gewohnter Weise nach dem jeweiligen musikalischen Parteistandpunkt entstellt oder unterschlagen haben — meldet, erhob sich Direktor von Perger und erwiderte, daß er

»mit dem größten Danke, da, wo es gilt, wirkliche Mängel zu beseitigen, Verbesserungsvorschläge annehme.« »Unsere Schule strengt sich immer an, das Möglichste zu leisten. Der Antragsteller kennt nicht die Schwierigkeiten, die darin bestehen, ein Gebäude, wie das unserige, immer von Neuem aufzufrischen. *Ein Komitee, durchwegs aus Fachmännern bestehend, gefällt mir nicht.* Gerade in Kunstangelegenheiten haben begeisterte Kunstfreunde und kunstverständige Dilettanten einen viel richtigeren Blick als die Fachverständigen. Wir sind nicht blind gegen das was uns mangelt, aber es ist meine Pflicht, mich für unser Institut einzusetzen. (*Bravorufe*). Die Institute in Deutschland leisten viel auf dem Papier. Man arbeitet da mit großem Ernst, *aber das Talent ist bei uns.* (*Beifall*). Wir haben ein herrliches Material und an unserem Institut wird mit Begeisterung gearbeitet. Blicken Sie hinaus in die Welt, überall begegnen Sie Kapellmeistern unserer Schule, unseren Instrumentalisten, unseren Sängern; der Direktor unserer Hofoper gehörte unserer Schule an, Sänger wie Naval, Demut, wie Fräulein v. Mildenburg gleichfalls, ich erinnere an die Geiger und Bläser des Hofopernorchesters. Im Auslande wirken Nikisch und Mottl, Sterne erster Größe, die unserem Konservatorium alle Ehre machen. Gar so schlimm ist es also nicht um unsere Schule bestellt. (*Großer Beifall*). Es ist ein Fluch für uns Österreicher, daß wir die Einrichtungen des Auslandes loben, unsere Errungenschaften aber nicht achten. Es mag an unserer Schule manches fehlen, aber ein *schöner künstlerischer Geist* herrscht an derselben, von dem ich wünsche, daß er fortbestehen möge. (*Lebhafter, anhaltender Beifall.*)«

Herr v. Perger soll ein äußerst liebenswürdiger Herr sein, als Grüner Inselbruder und Schlaraffe seinen ganzen Mann stellen und in Gesellschaften (auch von Nicht—Musikfreunden) durch eine gemütliche Plaudergabe angenehm wirken. Die Gesellschaft der *Musikfreunde* scheint sich nun in erster Linie als Gesellschaft der Freunde zu fühlen und hat, die Musik ganz beiseite lassend, Herrn v. Perger zu ihrem Liebling erkoren. Anders ist seine merkwürdige Laufbahn nicht recht erklärlich. Sieht man von seinen gesellschaftlichen Talenten ab, so ist er als ein dilettantischer Klavier— und Violoncellspieler zu werten, der sich auch in einigen Kompositionen, über die man rasch zur Tagesordnung hinwegeilte, versucht hat. Gerechterweise muß noch hervorgehoben werden, daß er in jüngster Zeit Gesangsunterricht nimmt — nehmen ist hier seliger denn geben —, um auch von dieser äußerst problematischen Wissenschaft einige oberflächliche Kenntnisse zu erlangen. Seine Dirigententätigkeit begann er bei einer Chorvereinigung in Rotterdam. Von dort tauchten ab und zu in unseren Tagesblättern lobende Nachrichten über »unseren Landsmann, der in weiter Ferne wirkt« auf. Eines Tages erschien aber der Landsmann in Wien und übernahm die Leitung der Gesellschaftskonzerte. Diese Institution hatte Hans Richter auf eine hohe künstlerische Stufe gebracht, die sein tüchtiger Nachfolger Wilhelm Gericke nicht ganz zu behaupten vermochte. Den Weg nach abwärts zu weisen, war keiner berufener als Herr v. Perger. Ihm gelang es in kürzester Zeit, die Gesellschaftskonzerte völlig herunterzubringen. Zielbewußt verflachte er den Geist der Programme und Aufführungen und verringerte erheblich die Leistungsfähigkeit des Sing-

vereins, wobei ihm seine Dirigierunfähigkeit sehr zustatten kam. Als dies alle Welt erkannte und Herr v. Perger sein Amt schließlich niederlegte, genügten die Resultate, die er errungen, der Gesellschaft der Musikfreunde noch lange nicht. Offenbar dachten sie: Einem so liebenswürdigen Manne müssen wir die Arbeit erleichtern; es bereitet ihm immerhin einige Mühe, ein künstlerisch gut geschultes Material zu verderben; geben wir ihm daher das noch ungeschulte Material der Konservatoriumszöglinge, damit die Zerstörung sich gründlicher schon im Keim vollziehe. Und so ward der Mann Konservatoriumsdirektor. Auffallender erschien bei dieser Wahl die Haltung des Unterrichtsministeriums. Dieses muß nämlich den Direktor bestätigen. Ich weiß zwar nicht, wer Herrn v. Perger zur Bestätigung vorgeschlagen hat, aber es ist anzunehmen, daß Herr Hofrat Wiener, der Berater des Ministers in Dingen der bildenden Kunst, auch von Musik genug wenig versteht, um im Amte maßgebend zu sein ¹.

Als Direktor hielt es Herr v. Perger für seine Pflicht, sich für das Konservatorium »einzusetzen«. Wenn nicht durch Taten, so doch wenigstens durch eine Rede in der Generalversammlung der begeistert applaudierenden »Musikfreunde«. Er betonte gleich anfangs, der Antragsteller kenne nicht die Schwierigkeiten, die darin bestehen, das »Gebäude« immer von neuem »aufzufrischen«. Herr v. Perger freilich kennt Schwierigkeiten, von denen weder der Antragsteller, noch die Teilnehmer der Generalversammlung etwas wissen. Man braucht ihn nur an die vielen ergötzlichen Szenen zu erinnern, die sich bei Orchesterübungen und Ensembleproben abspielen, wobei seine Hilfslosigkeit selbst in den primitivsten Handgriffen für den ersten Professor wie für den letzten Schüler gleich klar zu Tage tritt. Von dem schönen künstlerischen Geiste, den der Herr Direktor in seiner Rede beschwor, ist leider in den unter seiner Leitung stehenden Aufführungen — auch in den jüngsten — recht wenig zu spüren. Denn da wimmelt es von »Umschmissen«, Disharmonien, in Tempo und Rhythmus verfehlten Wiedergaben, und der Taktstock des Dirigenten scheint hier ausschließlich dem Zwecke zu dienen, dem künstlerischen Geist, der sich etwa doch einstellen könnte, die Türe zu weisen. Treuherzig bekennt Herr v. Perger, ein Komitee von Fachmännern gefalle ihm nicht. Das ist begreiflich; denn die Fachmänner würden nur allzubald seine Defekte herausfinden. Aber ob unter solchen Umständen das Lob der Urteilskraft »begeisterter Kunstfreunde« und »kunstverständiger Dilettanten« — die Mehrzahl der Direktionsmitglieder des Musikvereins sind solche — ein Kompliment ist, bleibe dahingestellt. Immerhin ist's eine gute Taktik, den Dilettanten zu sagen, daß sie alles besser verstehen; sie verfallen dann wenigstens nicht auf den Gedanken, sich von den Fachleuten die Augen über die Fähigkeiten ihres Direktors öffnen zu lassen.

Die Taktik des Herrn v. Perger würde nun freilich ihr Ziel verfehlen, wenn sie ohne die Logik des Herrn v. Perger arbeiten müßte. Der Antragsteller sagt, in Deutschland gebe es Musikschulen mit mustergültigen Lehrplänen, der Direktor erwidert: wir haben ein besseres Material und mehr Talente unter den Schülern. Man müßte meinen, je wertvoller das anvertraute geistige und körperliche Gut, desto größer sei auch die Verpflichtung, für den denkbar besten Unterricht zu sorgen; und man müßte meinen, daß selbst wenn in Deutschland *schlechtere* Lehrpläne existierten, dies für uns noch lange kein Grund wäre, uns mit einem andern als dem überhaupt erreichbaren vorzüglichsten zu begnügen. Beiläufig bemerkt, nützt der schönste Lehrplan nichts, wenn er nicht mit dem entsprechenden Geist gehandhabt wird. Die »Begeisterung« allein hilft da gar nichts, die kann man auch in verkehrten

1 Ist auch Direktionsmitglied der Gesellschaft der Musikfreunde.

[KK]

und veralteten Dingen betätigen. Gewiß wirkt eine Anzahl von Lehrkräften äußerst verdienstlich, echt künstlerisch und bei den geringen Gehalten aufopferungsvoll; — um sie kurz zu nennen: es sind diejenigen, deren Namen selten oder nie in den Tagesblättern genannt werden ¹; aber das hebt die Verpflichtung nicht auf, sich mit den wirklichen Errungenschaften auf musikwissenschaftlichem und rein künstlerischem Gebiete zu beschäftigen, die in Deutschland namentlich in der Musiktheorie und Gesangs—Tonbildung neuestens zu Tage getreten sind ².

Nun kommt der Knalleffekt der Rede, der so verblüffend und blendend wirkte, daß die Versammlung sich nicht enthalten konnte, in lebhaften Beifall auszubrechen. Der Direktor nannte Namen, deren Träger einst — lange vor der Direktionsära Perger — der Anstalt als Schüler angehörten und heute einen bedeutenden künstlerischen Ruf genießen. Nikisch, Mottl, Mahler sind aus unserer Schule hervorgegangen, und da wagt man noch etwas zu sagen! Vorerst die Bemerkung, daß man in den leitenden Kreisen der Gesellschaft der Musikfreunde Herrn Direktor Mahler sonst durchaus nicht freundschaftlich gesinnt ist; wenn er beispielsweise die 9. Symphonie Beethovens aufführen will, so verweigert man ihm die Mitwirkung des Singvereines, um ihm Verlegenheiten zu bereiten. Immerhin, zur Erhöhung des Ruhmes der Anstalt ist der Mißbrauch seines Namens gut. Also Mottl, Nikisch und Mahler. Aber diese drei Künstler sind ja vor allem als glänzende Dirigenten bekannt, und eine Dirigierschule gab es und gibt es auch heute nicht am Wiener Konservatorium: bestünde eine, Herr v. Perger müßte sich sofort als ihr Zögling inskribieren lassen. Die Technik des Dirigierens dürften diese Herren also mit ihrem eigenen Verstande und ihrer eigenen Geschicklichkeit erlernt haben. Aber dann ist doch wohl ihr musikalischer Geist in der Anstalt großgezogen worden? Leider trifft auch das nicht zu, denn die genannten Künstler gehen dem Geiste nach aus der Wagner—Liszt'schen Schule hervor, jener künstlerischen Richtung, die bis heute im Wiener Konservatorium, in der Wiener Musikkritik und im Wiener Tonkünstlerverein auf das heftigste bekämpft wird und ganz besonders dem derzeitigen Konservatoriums—Direktor nicht genehm ist. *Gegen* den Geist der Anstalt, deren mißratene Schüler sie waren, haben sie an Wagner, Liszt und Bülow sich herangebildet und, in mühevollster Arbeit aus ureigener Kraft sich selbstständig weiter entwickelnd, ihre hohe künstlerische Position errungen. Wenn sich heute die Anstalt ihrer rühmt, so ist das ein ähnliches Verhältnis, wie wenn man beim Hindernisrennen dem Hindernis das Verdienst zuschriebe, daß das Pferd glücklich ans Ziel gelangt ist. Würde man die drei Künstler um ihre Meinung über das Wiener Konservatorium befragen, so hätte Direktor v. Perger wahrscheinlich allen Grund, sich über *Undankbarkeit* einstiger Zöglinge dieser Anstalt zu beklagen. Wären sie an der kleinsten Musikschule erzogen worden, sie stünden heute eben so groß da, Gerade *ihre* Namen durfte Herr v. Perger nicht nennen. Oder er müßte mit Betrübniß darauf verweisen, daß bei ihnen selbst die Schule der Anstalt, der er vorsteht, ihre Wirkung versagt hat, weil an ihnen beim besten Willen nichts zu verderben war. Man hätte ihnen rein die Schädeldecke einschlagen oder die Arme zerbrechen müssen; — und diese Unterrichtsmethode wird (trotz gelegentlichen Drohungen des Herrn v. Perger bei den Proben) selbst im Wiener Konservatorium dermalen noch nicht gehandhabt.

1 Der Name des Herrn Gustav Geiringer erscheint am häufigsten in den Zeitungen. [KK]

2 Für Fachleute: Die Gesangsmethode, die Herr v. Perger jetzt mit seinem Gesangslehrer Haböck betreibt, ist hier nicht gemeint. [KK]

Anders verhält es sich mit der Sängerschaft. Dieser kann man doch wenigstens einen verkehrten, gesundheitsschädlichen Gebrauch der Stimmorgane beibringen und sie dadurch für immer ruinieren, ohne doch, wie beim Einschlagen der Schädeldecke, mit dem Strafgesetz in Konflikt zu kommen. Herr v. Perger hat auch drei Gesangskünstler genannt, die angeblich ihren Ruf der Ausbildung am Konservatorium verdanken sollen. Das ist wieder ein Verkennen des Tatsächlichen. Eine positive, klare Wissenschaft auf dem Gebiete der Tonbildung gab es in den letzten drei Jahrhunderten ebensowenig wie eine eigentliche Fachkritik. Es war immer nur ein Herumwerfen mit nicht verstandenen Schlagworten, bei allen Völkern ein Herumsuchen und Tappen im Dunkeln, es blieb dem reinen Zufall anheimgestellt, wer als Gesangskünstler dauernden Ruhm erlangen konnte und wer nicht. Wenn aber Herr v. Perger sich auf diese drei Künstler beruft, weil sie zufällig die gefährliche Klippe des Gesangsunterrichtes scheinbar ohne nennenswerten Schaden übertaucht haben, so fragen wir ihn nach den Hunderten von stimmbegabten Talenten, die nach kurzer Künstlerlaufbahn oder bevor sie diese überhaupt noch begonnen hatten, kläglich zu Grunde gegangen sind. Kommt einem Gesangslehrer ein seltenes Talent ins Haus geflogen, so ist er sofort ein hervorragender Meister; sein Verdienst ist eigentlich dabei nicht viel größer als das des Losbesitzers, der das große Los gewinnt. Aus all dem kann man niemandem einen direkten Vorwurf machen: Generationen haben da gesündigt, und mehrerer Generationen wird es bedürfen, um den Schaden wieder gut zu machen. Näher auf das aktuelle Thema vom »Verfall der Gesangskunst« einzugehen, würde hier zu weit führen und hätte überdies nur in einem Fachblatte Berechtigung. Dem Leiter einer großen Musiklehranstalt sollten aber diese tatsächlichen Verhältnisse bekannt sein. Jawohl: »wir haben ein herrliches Material und an unserem Institut wird mit Begeisterung gearbeitet« — es zu vernichten ...

Der »Fluch für uns Österreicher« liegt nicht darin, daß wir immer nur »das Ausland loben und unsere Errungenschaften nicht achten«, sondern vielmehr darin, daß wir unsere Talente in die Fremde ziehen lassen und Leute wie Herrn Perger an leitende Stellen berufen, daß wir blind und taub gegen offenkundige Schäden sind und daß wir um keinen Preis der Welt dazu gebracht werden können, eine Illusion zu opfern. Hierzu kommt die Unaufrichtigkeit einer staatlichen Kunstpflege, die aller Mißwirtschaft und allem Protektionismus ihr Plazet aufdrückt und, wenn es nicht allzu anspruchsvoll ist, bereitwillig das Untalent subventioniert. Jenes offizielle Kunstinteresse, das nach dem Grundsatz »ut aliquid, fecisse videatur« betätigt wird, ist in Wahrheit schlimmer als die betonte Nichtachtung der Kunst. Man würde als Leiter einer Militär—Akademie keinen Börseaner, als Sanitätsrat keinen Redakteur des 'Neuen Wiener Tagblatt' anstellen. Aber Herr Richard v. Perger ist Direktor des Wiener Konservatoriums.



[Ein Zirkular]

»Die ergebenst Gefertigten erlauben sich Euer Hochwohlgeboren höflichst mitzuteilen, daß Herr Direktor Müller—Gutenbrunn sich *in lebenswürdiger Weise bereit erklärt hat, das Erträgnis der*

Dienstag, den 29. April im *Kaiser—Jubiläums—Stadttheater* stattfindenden Premiere *der Deutsch—österreichischen Schriftsteller—Genossenschaft zu widmen*.

Zur Aufführung gelangt das Schauspiel: »Helden der Feder« unseres durch seine dramatischen Arbeiten rühmlichst bekannten Vizepräsidenten Herrn Dr. Wolfgang Madjera. Die Tendenz dieses Stückes darf gerade augenblicklich eines besonderen Interesses sicher sein, da dasselbe die oft beklagte *terroristische Tätigkeit gewisser Pressecliquen in Bezug auf unsere Theaterverhältnisse in der energischsten Weise brandmarkt*.

Desgleichen hatte Herr Direktor Gettke die *große Liebenswürdigkeit, der Deutsch—österreichischen Schriftsteller—Genossenschaft das Erträgnis der Samstag, den 3. Mai, im Raimundtheater geplanten Aufführung des Schwankes »Dolly« zu widmen*.«

Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung
Der Hauptausschuß der
Deutsch—österreichischen Schriftsteller—Genossenschaft.

*

[Helden der Feder]

Wolfgang Madjera's »Helden der Feder« sind, wenn man von der unfreiwilligen Pointe dieses Rundschreibens absieht, an und für sich eine gut und ehrlich geführte Abrechnung mit den an der Bühne schmarotzenden Preßcliquen. Es ist durchaus töricht, das Stück für nicht mehr als eine häusliche Polemik des Jubiläumstheaters gegen die 'Neue Freie Presse' anzusehen. Die kritischen Besserköner haben, wo nicht parteiliche Verblendung sie in Bausch und Bogen verdammen hieß, das »Konventionelle« der Bühnengestaltung getadelt. Der Vorwurf lag nahe, trifft aber den Autor nicht. In Karl Schönherr's »Sonnwendtag«, der freilich auch sonst in weitem Abstand von Madjera's Versuch zu nennen ist, gewinnt ein modern österreichischer Konflikt, der längst als akut empfunden wird, auch ohne das theatralische Geschick des Gestalters volle Bühnenlebendigkeit; alle Mache war hier nur geeignet, das eigentlich Dramatische zu verwirren: uns fesselt — und hierin scheint mir einzig der Wert der Schönherr'schen Arbeit zu liegen — die Tragik der zwischen den Parteifanatismen zerriebenen Existenz; was nebenher läuft, der Glaubenskonflikt (Rofnermutter und Hans) läßt nur das Interesse an dem Wesentlichen unliebsam zerflattern. Bei Herrn Madjera mag man eine zeitgemäße Absicht anerkennen, deren ehrlicher Lehrhaftigkeit die künstlerische Ausführung nicht gewachsen sein konnte. Der Konflikt, den er zu meistern suchte, der Kampf der Persönlichkeit gegen die papierne Tyrannis, hat eben erst im Falle Baumberg zu einem tragischen Abschluß geführt. Er brennt wohl schon da und dort in den Gemütern, ist aber noch nicht über die Schwelle des Zeitbewußtseins hinausgelangt. In die Bühnensphäre verpflanzt, kann er keinen andern als einen konventionellen Ausdruck gewinnen und kaum lebendiger empfunden werden als die Gestaltung eines dem Gegenwartsbewußtsein bereits *entrückten* Konfliktes. Hier galt es, einer Tendenz die Bühne erst als Tribüne zu gewinnen, und nur Ungeschicklichkeit, nicht Unrealistik vermochte hier störend zu wirken. Den kindlichen Schluß mit dem höfischen Gunstbeweis für den von der Parteikritik verunglimpften Dichter verteidige ich nicht: Gegen das Fehlurteil einer korrupten Preßjustiz ist nur ein Appell an das stolze Bewußtsein einer freien Persönlichkeit möglich; nur schuldbewußte Feigheit mag den Weg zur königlichen Gnade vorziehen. Einen derartigen Dramenschluß muß man, wenn er einem im ersten Wurf wi-

derfahren ist, streichen. Aber daß ein Autor auf die Idee verfällt, ihn im Gange der Bühnenproben erst zu schaffen, ist mindestens originell. So pflegen — wenn der gegen eine Welt voll Tücke verteidigte Idealist nicht zufällig Lauff heißt — diese Tragödien im Leben nicht zu enden.

Herr Madjera hat in dem Moment, da er den Büchsenspanner mit dem Lorbeerkrantz auftreten ließ, den Ernst seiner Absicht schwer geschädigt. So mag er sich's erklären, daß ihn auch die ihm nahestehende Kritik mißverstanden hat. Er überschätze die Macht der Tagespresse, ward ihm vorgehalten. Und in der Tat, wenn ihre korrosivischen, an die Existenz des unabhängigen Künstlers greifenden Wirkungen rechtzeitig von einem königlichen Audienzbefehl paralytisiert werden, so überschätzt er sie. Dennoch bleibt es unbegreiflich, daß antiliberaler Kritiker sich diesem aggressiven Stücke gegenüber zunächst als »Kollegen« getroffen fühlen konnten. Aber die Kritiker der 'Ostdeutschen Rundschau' und des 'Vaterland' stimmten auch die Melodie von der »Überschätzung« des Einflusses der Kunstkritik an. Ein Mann wie Bruckner habe unter der Gehässigkeit der Maßgebenden gewiß schwer zu leiden gehabt »aber sein *Ruhm* wird alle Kritiker lang überleben«. Ebenso sei es »umgekehrt der parteiischen Kritik noch nicht gelungen, aus einem armseligen Zeitungsschreiber einen Dichter zu machen: man mag ihn *materiell fördern*, wie man will«. Die Dummheit dieser Argumentation ist nicht gefährlich, weil sie sich gleich selbst offenbart. Kein Bekämpfer der Preßmafia, auch nicht Madjera, behauptet, daß die öffentlich Meinenden von dem wirklichen Genie auch die Anerkennung der Nachwelt fernhalten können; aber das Leben können sie ihm sauer machen und es schlaue so einrichten, daß erst nach eingetretenem Hungertode die Tage des »Ruhmes« anbrechen. Und die unter ihren sorgenden Händen gedeihende Talentlosigkeit mag die materiellen Erfolge, die sie einheimen darf, mit Recht aller Aussicht auf postume Anerkennung vorziehen. Es ist eine sträfliche Frivolität, wenn Rezensenten, die das Treiben der liberalen Clique so gut wie Herr Madjera kennen, von »Überschätzung des Einflusses« sprechen. Daß die Herren dabei als Kritiker sich gleichsam mitverletzt fühlen, ist ein heiteres Nebenmoment. Persönlich konnte die Ausfälle des Autors einzig der Mann vom 'Deutschen Volksblatt' nehmen, Herr Madjera hat unter parteimäßiger Vergewaltigung der Kunst ganz richtig nicht nur die ungünstige Voreingenommenheit der liberalen, sondern auch die gleich gefährliche günstige der antisemitischen Presse für alle Leistungen des Jubiläumstheater verstanden, und es fehlt in den »Helden der Feder« nicht an wohlverdienten Hieben gegen jene kritiklose Sorte von Kritik, die blind begeistert »unser Theater ein zweites Burgtheater, den jeweiligen Autor einen zweiten Schiller« preist. Herr Puchstein vom 'Deutschen Volksblatt' — so heißt der aus Nr. 101 der 'Fackel'¹ bekannte Enthusiast der Gräfin Kielmansegg und des »Süßen Mädels« — ist aber durch nichts aus dem Gleichgewicht seiner schönen Empfänglichkeit zu schrecken, die er sich in dieser allen Idealen und allem Ritualmordglauben abtrünnigen Welt bewahrt hat. So brachte er denn am Tage nach der Erstaufführung der »Helden der Feder« ein elfspaltiges Feuilleton zuwege, in welchem er pünktlich das Jubiläumstheater einem zweiten Burgtheater und Herrn Madjera einem zweiten Schiller verglich. Herr Madjera, Vizepräsident der Deutsch—österreichischen Schriftstellergenossenschaft, zieht gegen das literarische Cliquentum zu Felde; Herr Puchstein, Secretär der Deutsch—österreichischen Schriftstellergenossenschaft, aber nennt ihn einen »gottbegnadeten Dichter«. Madjera habe uns ein Stück geliefert, »dessen meisterhafter Aufbau, dessen zwingende Logik bezüglich des Fortgangs der Handlung zu dem Besten gehört, was je ein deutscher Poet

1 # 10

geschaffen, durch das von der ersten bis zur letzten Szene *mächtiges*, dramatisches Leben pulsiert«. Der folgende Satz aber ist nicht nur durch seinen Gehaltsinhalt, sondern auch als Stilkuriosum bemerkenswert:

»Die atemlose Spannung, die von tiefster Ergriffenheit zeigende Stille, mit der das Publikum dem Fortschreiten der Handlung in den für das Drama wichtigsten, übrigens, wir betonen nochmals, meisterhaft aufgebauten und herrlich sich steigernden Szenen zwischen dem Dichter und Regisseur im ersten, zwischen dem Regisseur und der Gattin Schürers im zweiten und dem Dichter und seinem Weib im letzten Akt folgte, bewies mehr als der demonstrativste Applaus bei den tendenziösen Schlagern, welche außerordentlich tiefgreifende Wirkung die rein menschlichen Konflikte dieser Novität auf das Publikum der gestrigen Vorstellung machten, das zum größten Teil nicht aus den leicht empfänglichen regelmäßigen Besuchern des Kaiserjubiläums—Stadttheaters, sondern aus der Elite des geistigen Wien bestand, die gewöhnt ist, den schärfsten Maßstab anzulegen, weil sie nicht nur das Beste kennt, was bisher an Wiener Bühnen aufgeführt wurde, sondern die auch, was mehr sagen will, außerdem auf Grund jener Werke urteilt, die nur in Buchform vorliegen, denen sich aber unsere Theater bisher nicht immer aus den lautersten Motiven verschlossen.«

Und bemerkenswert ist auch ein Zug perversen Erkenntnisdranges, der durch diesen Hymnus geht. Es heißt da:

»Die Herrschaft von Cliques, ihre Übertragung politischer Gegnerschaften auf das Gebiet der Kunst, der Mangel an Gerechtigkeit gegenüber den wirklich Gutes leistenden Gegnern ist *verdammenswert* und *verächtlich*, *gleichviel* gegen wen sich diese Machinationen richten und von wem sie ausgehen. Solche Züge, wegen derer wir den Dichter besonders schätzen, enthält sein Werk eine große Fülle.«

Das schreibt derselbe Herr, der erst kürzlich empört war, da in einem Konzert auf der Bühne des Jubiläumstheaters Rubinstein und Offenbach gespielt wurden ...

* * *

Herr Georg *Brandes*, einstmals vornehmer Essayist, dient, wie man weiß, seit mehreren Jahren als brauchbarer Troßknecht im Heerlager des Freisinns. Und wenn dem Glauben an Alfred Dreyfus mit dem Advokaten Labori die ausgepichtesten Liberalen abtrünnig wurden, er *glaubt* und erneuert sein Bekenntnis immer wieder im Feuilleton der 'Neuen Freien Presse'. Wenn uns in einer und derselben Abendausgabe unseres Blattes auf drei Seiten versichert wird, daß die französischen Wahlen, bei denen 591 Mandate zu vergeben waren und von denen das Schicksal der inneren und äußeren Politik Frankreichs abhängt, nur ein einziges wichtiges Ereignis gezeitigt haben, nämlich die Niederlage der Antisemiten in Algier, so wird dies keinen Leser der 'Neuen Freien Presse' wundern. Eine andere als die Politik der Kleinen Schiffgasse hat noch kein Deutscher in Österreich von diesem Blatte vertreten gesehen. Aber die Begeisterung für Alfreds Sache muß auch dem geduldigsten Leser schon etwas abgetragen scheinen. Herr Brandes nahm neulich zweimal hintereinander eine Revision des Prozesses vor. Die erste Kundgebung war ob ihrer butterweichen Pathetik, deren Töne der berühmte Herr

sonst nur in Vorreden für zionistische Lyriker aufzieht, bemerkenswert. Aber die andere, die am 1. Mai erschien, war interessanter. Da erfuhren wir, Zola habe aus Bescheidenheit nicht gleich loslegen und für die »Sache der Gerechtigkeit« vorerst einen andern Literaten vorschieben wollen. Wen? Man vernahm's mit Erstaunen: François Coppée. »Coppée!«, sagte er ihm, »ich habe eine schöne Rolle für Sie, habe Ihnen eine schöne Aufgabe zu geben. Machen Sie sich zum Fürsprecher der ungerecht verurteilten Unschuld. Die Sache liegt so und so. *Sie haben alle Bedingungen, sie durchzuführen.*« Coppée, fährt Herr Brandes fort, »war ursprünglich nicht abgeneigt. Bekanntermaßen aber sagte er sich in Bälde los und ging ins entgegengesetzte Lager über, wo man *dieses weiche Gehirn* alsbald an die Spitze stellte. Zola hingegen wurde eins mit der Sache und wuchs in diesem Kampfe an sittlicher Größe zu ungeahnter Höhe empor.« Wie man sieht, eine ganz amüsante Reminiszenz; aber zugleich auch die geradezu burleske Enthüllung der Taktik des liberalen Generalstabs. Coppée wollte nicht; er sagte sich in Bälde los und ging ins entgegengesetzte Lager. Kein Geringerer als Zola hatte ihn der »Rolle«, die dieser selbst später übernahm, für würdig gehalten; er besaß alle Bedingungen, sie durchzuführen«. Kaum aber hat er die Rolle refusierte, wird ihm auch schon die Eigenschaft eines »weichen Gehirns« zuerkannt. Hätte er Ja! gesagt, er wäre an »sittlicher Größe zu ungeahnter Höhe emporgewachsen« ... Bekanntlich hatten in der 'Neuen Freien Presse' die Dreyfus freundlichen Zeugen einen goldenen Zwicker, die ihm feindlichen einen Hornkneifer, und einem, der sich erst später in seiner wahren Natur enthüllte, wurde nachträglich als »biderbe Gemütlichkeit« ausgelegt, was tags zuvor als Rohheit getadelt worden war. Und das weiche Gehirn Coppées erinnert verdächtig an das »halbe Gehirn«, das an dem Vater Bertillons zur Entkräftung des Gutachtens, das der berühmte Graphologe abgab, rechtzeitig konstatiert wurde. Herr Brandes arbeitet wacker und hat sich, seit er vom Katheder in die Arena des Schmocktums hinabgestiegen ist, alle die kleinen Behelfe und Rankünen der neuen Zunftgenossen zu eigen gemacht. Als Pariser Korrespondent seines Kopenhagener Blattes ist er damals, als die Freunde der Gerechtigkeit zu verzweifeln begannen, sogar auf die schneidige Idee verfallen, in seine Heimat zu telegraphieren, in Paris sei die Pest ausgebrochen. War die Wahrheit nicht auf dem Marsche, so sollte wenigstens der Fremdenverkehr geschädigt werden. Die geriebensten Rachereporter aus der Schule der Szeps und Frischauer, Leute, die in Wien kaum einen Typhus zu erfinden und an der Riviera kaum eine Blatternepidemie hinwegzulügen imstande sind, sollen in jenen Tagen beschämt sich's eingestanden haben, daß nach solcher Kraftleistung eines Outsiders für sie nichts mehr übrig bleibe, als Shakespeareforscher und Nietzscheförderer in Skandinavien zu werden. »Es war weder Eitelkeit noch Ehrgeiz, was ihn trieb; er hatte nur die *Sache* vor Augen«, schreibt Herr Brandes, um die Handlungsweise — Zola's zu erklären ... Nur eines läßt er unaufgeklärt. Zola, der *seit* der Affäre von allen liberalen Fettbürgern als Dichter geachtet wird, meinte von Coppée, der *bis* zur Affäre diesen Ruhm genoß, er habe »alle Bedingungen«, den Kampf für Alfred Dreyfus durchzuführen. Und Herr Brandes führt als erste und einzige unter diesen Bedingungen ein »weiches Gehirn an?

* * *

[Noch immer nicht aufgeführt]

»Alle künstlerisch—ethischen Gründe, die den Theaterleiter auf die Förderung junger Talente weisen, sind hier ad absurdum geführt. Das schwere

Unrecht, das ... begangen wird, läßt sich vom Standpunkt der Bühnenverwaltung aus geschäftlichen Rücksichten, Repertoirehindernissen, Besetzungsschwierigkeiten vielfach entschuldigen; von einem höheren Gesichtspunkt aus ist es keineswegs zu rechtfertigen und wohl schwerlich wieder gutzumachen.« ... Wer ist der Theaterleiter, der so schweres Unrecht beging, wer das junge Talent, an dem es begangen wurde? Ach, Herr *Bukovics* hat Herrn *Rudolf Holzers* »Frühling« noch immer nicht aufgeführt, und in der Nummer 395 der »Zeit«, bei der Herr *Holzer* als Theaterrezensent tätig ist, nimmt sich ein Buchrezensent Herrn *Holzers* gegen Herrn *Bukovics* an. Der Buchrezensent mag sich hüten! Sollte ihn der Direktor des Deutschen Volkstheaters zur Verantwortung ziehen, weil er die bittere Klage, die Herr *Holzer* in einer Stunde des Unmuts erhoben, in die Öffentlichkeit hinausgerufen hat, so wird es sich ergeben, daß der »Frühling« mit Zustimmung des Autors seit vier Jahren immer wieder verschoben ward, und — *volenti non fit injuria*. »Schweres Unrecht!« Herr *Bukovics* hat Herrn *Holzer*, wie man aus dem Prozeß *Bahr—Bukovics* gegen den Herausgeber der 'Fackel' weiß, auch vor dem Winter 1901 niemals sein Wort für die Aufführung des »Frühling« zu einem bestimmten Termin verpfändet, und er hat im Gerichtssaal, als Zeuge unter Eid eingenommen, bloß versichert, das Stück werde noch aufgeführt. Einen Termin hat Herr *Holzer* also nicht. Doch für die Aufführung bürgt ihm sicherlich besser als ein Pönale — auf das man ja, wie sich gezeigt hat, »freiwillig« verzichten kann — die eidliche Aussage des Theaterdirektors.

* * *

Ein Naturlaut des Herrn Nordau

In einem theaterkritischen Feuilleton des Herrn *Nordau* haben am 25. April die Leser der 'Neuen Freien Presse' zu ihrer Freude den folgenden Satz gefunden:

»Frau *La Chesne* war seine eigene Gattin, und sie entwindet sich ihm ebenso wie *Madame Savieres*. Wo bleiben die Siege? Der einzige Triumph scheint der über seinen eigenen Dienstboten gewesen zu sein. *Kunststück!*«

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Ein unzuverlässiger Liberaler]

Parlamentarier. Daß ein Vertreter der Brünner Handels— und Gewerbekammer, die auch Herrn *Auspitz* ein Mandat verliehen hat, neulich »Sachlichkeit und zweckmäßige Darstellung der Verhältnisse« einer Reichsratsrede des Herrn *SCHNEIDER* nachrühmte, war wirklich nicht Ironie. Herr *Dr. LICHT* mochte glauben, die Brünner Handels— und Gewerbekammer habe für den Handel — auch in Zucker und Papierweizen — durch Herrn *Auspitz* hinlänglich gesorgt und er selbst dürfe ein wenig das Gewerbe vertreten. Mit Maß — Herr *Wilhelm Exners* Beispiel beweist's — hätte er das auch tun dürfen. Aber unverzeihlich ist es, wenn ein Deutschfortschrittlicher erklärt: »Die gewerbepolitischen Ausführungen des Abgeordneten *Schneider* könne er zum allergrößten Teil unterschreiben« und sie verdienten »alle Anerkennung«. Die 'Neue Freie

Presse' hat Herr Dr. Licht eine strenge Zurechtweisung erteilt: die zitierten Worte wurden gesperrt gedruckt, sprangen den freisinnigen Lesern förmlich in die Augen und rissen sie ihnen für Herrn Lichts unverläßliche Gesinnung auf. Was nützte es, daß nur die »gewerbepolitischen« Ausführungen Schneiders belobt waren und daß der Brünner Abgeordnete ausdrücklich hinzugefügt hatte, »über den gewissen dekorativen Aufputz, der nun einmal dabei sein muß, wolle er nicht reden«? Tags zuvor (1. Mai) hatte die 'Neue Freie Presse' über Herrn Schneiders Rede berichtet: »Redner spricht gegen die Meisterkurse ... und verlangt den Befähigungsnachweis. DER HAUPTPUNKT SEI DIE JUDENFRAGE.« Nichts weiter von Gewerbepolitik! Und wahrhaftig, für die 'Neue Freie Presse' ist noch allemal der Hauptpunkt gewesen, was selbst für Herrn Schneider manchmal nur »dekorativer Aufputz« ist. Der Ruf nach »mehr Licht« wird künftig in der Fichtegasse wohl durch den passenderen ersetzt werden: »mehr Auspitz«!

[Hofrat Sieghart]

Politiker. Herrn SIEGHARTS Ernennung zum Hofrat ist schon im Budget des Jahres 1901 vorhergesehen und in der Nummer 73 der 'Fackel' angekündigt worden. Dafür, daß Herr Sieghart binnen vier Jahren vom Ministerialkonzipisten zum Hofrat emporgerückt ist, sind zwar keinerlei fachliche Verdienste maßgebend gewesen. Aber Herr Sieghart ist bekanntlich ein wichtiger Faktor in unserer inneren Politik; er ist nämlich der Faktor des Herrn v. Koerber.

[Die Ehre der Zeitung]

Jurist. Das Urteil des Obersten Gerichtshofes begegnet noch immer den dümmsten Mißdeutungen. Herr Scharf, der seine Zeitung auch nicht gern ehrlos genannt sieht, fingiert scherzhaft einen Angriff auf das Amtsblatt und versteht nicht, daß nach dem klaren Votum des höchsten Gerichtes Ausdrücke wie »Lügenblatt« und »korruptionistisches Organ« von jeder Redaktion, SELBST von der der 'Sonn— und Montagszeitung', geklagt werden können. Herr Kanner in der 'Zeit' hat einen Leitartikel über die Angelegenheit geschrieben. Aber man weiß, daß er sich auf's Ministerstürzen besser versteht als auf das Erfassen einer juristischen Argumentation. Dank seinen politischen Glossen sind schon zahlreiche Regierungen vor Langeweile gestorben, aber dem Obersten Gerichtshof wird er, auch wenn er noch so temperamentlos gegen ihn anrennt, nichts anhaben. Mit den Concordialeuten teilt er die naiv—sentimentale Anschauung, das Gericht habe ein »politisch—moralisches Urteil über die Zeitungen« fällen wollen, indem es »ihnen als VERKÄUFLICHER WARE, mit einer nicht mißzuverstehenden ANSPIELUNG auf eine in den letzten fünfzehn Jahren ungefähr populär gewordene verächtliche Anschauung vom Zeitungswesen, DIE EHRE KURZWEG ABSPRACH«. Herr Kanner spricht von einer »juristisch ganz unhaltbaren, politisch aber überaus bemerkenswerten Begründung«. Es ist zu dumm! — An der Rede, die Herr Dr. Bacher in der Concordia—Versammlung hielt, ist in journalistischen Kreisen der Parallelismus mit dem Artikel der 'Fackel' in Nr. 99 aufgefallen. Sie wurde geradezu als eine Erwiderung aufgefaßt, und die Versammlungsteilnehmer trugen geheimnisvoll die geistreiche Version herum, der Artikel »Die Journaille ¹« sei von einem Mitglied des Obersten Gerichtshofes inspiriert oder gar verfaßt worden. Natürlich redete Herr Dr. Bacher juristischen Unsinn. »Wenn jemand sagt: Im Wirtshaus 'zum goldenen Löwen' werden die Gäste durch falsches Maß betrogen, oder das Hotel X. ist ein Ort für unerlaubte Zusammenkünfte, glauben Sie, daß da der Wirt oder Hotelier nicht das Recht hat, zu klagen, weil er damit beleidigt ist?« Gewiß, Herr Bacher. Und in analogen Fällen können auch Redakteure, wie der Oberste Gerichtshof ausdrücklich zugegeben hat, klagen. Also, wenn z. B.

einer behauptet, daß durch die 'Neue Freie Presse' unerlaubte Zusammenkünfte vermittelt werden ... Herr Dr. Bacher wurde auch pathetisch. »Denken Sie sich den Fall«, rief er, »daß jemand sich einer geringschätzigen oder verächtlichen Äußerung über die Fahne eines Regimentes bediente. Ich glaube, die Säbel aller Offiziere würden sofort aus der Scheide fliegen.« Der Vergleich stimmt nicht ganz. Denn ein Regiment wird nie freiwillig seine Fahne dem Feind ausliefern. Aber bei einer Zeitung ist es schon öfter vorgekommen, daß die Fahne (Bürstenabzug) in die Hände des Anzugreifenden gelangt ist, wobei zwar nicht die Säbel aus der Scheide geflogen sind, aber die Revolver gezückt wurden ... Übrigens hat außer dem Bruder des St—g kein zweiter Jurist der 'Neuen Freien Presse' ein Gutachten über die die Gemüter erregende Frage geliefert, und wir halten nicht weiter als damals, da wir aus einer langen Spalte erfuhren, wie sich der kleine Moriz die Ehre der Zeitung vorstellt. Die endgültige Lösung lautet wohl: Kein Oberster Gerichtshof der Welt kann den Herren das Recht nehmen, SICH BELEIDIGT ZU FÜHLEN. Nur KLAGEN können sie nicht.

[Sportliches]

Sportsman. Das 'Neue Wiener Abendblatt' vom 16. April war fast zur Gänze voll des Ruhmes der Firma Mercèdes. Ein Telegramm aus Cannes meldete den »sensationellen Erfolg des Mercèdesbootes bei einem Bootsrennen. Auf der nächsten Seite wurden die Mercèdes—Automobile als unerreicht gepriesen, und die Leser erfuhren, daß es in Amerika zum guten Ton gehört, einen Mercèdes—Wagen zu besitzen, obwohl leider die schlechten Straßen und die guten Gesetze der Vereinigten Staaten nicht gestatten, die Schnelligkeit dieser Wagen auszunützen. Das ward dem nach Nizza entsendeten Spezialberichterstatter des 'Neuen Wiener Tagblatt' in einem Interview von keinem Geringeren als von Mister Vanderbilt beteuert. Herr Mercèdes hatte den Sportsman und den Sportsschmock miteinander bekannt gemacht, und die beiden vereinigten sich nun, um dem freundlichen Vermittler bei den Lesern des 'Neuen Wiener Tagblatt' Reklame zu machen. Dafür machte wiederum Herr Mercèdes dem 'Neuen Wiener Tagblatt' bei dem amerikanischen Milliardär Reklame, und zum Dank für die Behauptung, daß die Mercedes—Automobile die besten der Welt seien, versicherte er, der Schmock sei der Berichterstatter des »angesehensten und bedeutendsten der Wiener Blätter«. Dann sahen sich Herr Mercèdes und der Spezialberichterstatter sicherlich mit einem Augurenlächeln an. Aber der Milliardär blieb ganz ernst. Er hat im Dollerlande gelernt, daß die angesehensten Blätter jene sind, die die höchste Bezahlung fordern und erhalten, und er versuchte, einer Unterredung auszuweichen, indem er bescheiden erklärte, was er zu sagen habe, werde schwerlich für ein Interview hinreichen. Der Berichterstatter beruhigte ihn: er wolle ihm keine »volkswirtschaftlichen« Fragen zur Beantwortung vorlegen. Nur ganz zum Schlusse wurde doch eine »merkantile« Frage an Herrn Vanderbilt gerichtet; aber sie betraf lediglich die amerikanische Automobilindustrie, und dann wurde die Unterredung sofort abgebrochen. Ob Herr Vanderbilt zum Abschied dem Zeitungsmann bloß die Hand oder auch etwas in die Hand gedrückt hat, ist unbekannt.

[Für die Wissenschaft]

Arzt. Das 'Neue Wiener Tagblatt' tritt bekanntlich nicht bloß für die rascheste Fortbewegung von Booten und Automobilen, sondern auch für jeden sonstigen »Fortschritt« ein. Unentwegt wirkt es volksaufklärend, hat soeben noch die Herren Notnagel und Schrötter in einer dröhnenden Philippika für die wahre Humanität gegen die satirischen Anfälle der Gräfin Salburg verteidigt und spart niemals mit Hohn und Spott und wissenschaftlicher Belehrung,

wenn es die Verblendeten zu überzeugen gilt, die lieber bei alten Weibern und Dürrkräutlern als beim Arzte die Heilung ihrer Gebrechen suchen. Wenn aber der Leser das Feuilleton durchflogen hat, das von den letzten Errungenschaften der Heilkunst erzählt, und sodann weiterblättert, findet er ein spaltenlanges Inserat eines Herrn James William Kidd ('N. Wr. Tagblatt', 20. April, Seite 56) und erfährt, daß der Amerikaner »sicher das LEBENSELIXIER entdeckt hat, daß er fähig ist, mit Hilfe einer Mischung aus TROPENKRÄUTERN, NUR IHM ALLEIN BEKANNT, — das Resultat seines jahrelangen Suchens nach diesem Lebensspender — ALLE UND JEDE KRANKHEIT zu heilen«. Was sind alle Wunder der Wissenschaft, von denen die Redaktion berichtet, gegen dies köstliche Mittel! »DIE LAHMEN WARFEN IHRE KRÜCKEN WEG und gingen nach nur zwei oder drei Proben des Heilmittels.« ... »Rheumatismus, Neuralgie, Magen—, Leber—, Nieren—, Blut— und Hautkrankheiten und Blasenleiden, Kopfschmerzen, Rückenschmerzen, Nervosität, Fieber, Auszehrung, Husten, Erkältungen, Asthma, Katarrh, Bronchitis und alle Hals— und Lungenleiden, Lähmung, LOKOMOTOR, Ataxia, Dropsy, Gicht, Skrofeln und Hämorrhoiden« — das alles vermag das Lebenselixier zu heilen. »Schreibt heute um das Heilmittel. Es ist frei für jeden Leidenden. Sagt, was ihr geheilt haben wollt, und die richtige Medizin dafür wird sofort postfrei gesendet« ... Die alten Weiber und die Dürrkräutler sind geschlagen. Werden aber die »brieflichen Ärzte«, die bisher die treuesten und wertvollsten wissenschaftlichen Mitarbeiter des 'Neuen Wiener Tagblatt' waren, nicht mit Recht über die Förderung der amerikanischen Konkurrenz aufgebracht sein?

[Unnütze Arbeitsleistung]

Beobachter. Wenn sich soziale Dinge im Kopfe eines Sonntagshumoristen spiegeln, werden sie seltsam verzerrt; man weiß ja, wie grotesk Hohlspiegel alles wiedergeben. Nicht, daß ein Theaterdirektor seinen Orchestermitgliedern unwürdige Löhne zahlt, weckt sein soziales Empfinden, aber daß der Theaterdirektor auf Leistungen, die er für entbehrlich hält, künftig lieber ganz verzichten als sie elendiglich entlohnen will, dünkt ihm unerträglich. Der wirtschaftliche Grundsatz, unnützliche Arbeitsleistung überall auszuschalten, der nützlichen einen immer wachsenden Anteil an ihrem Ertrage zu sichern, kümmert den Gefühlssozialisten der 'Neuen Freien Presse' nicht. Er will, daß für den kleinen Mann etwas geschehe, und wenn's Gott nicht schneien läßt, damit die Schneeschaufler verdienen, dann muß Musik gemacht werden damit die Musiker zu leben haben. Doch Herr St—g darf stolz sein; dafür, daß zum erstenmal eine Dummheit, die er ausgesprochen, eine wienerische Dummheit war, hat er das Zeugnis eines Amerikaners, des Herrn Frank Vanderlip, der am selben Tag, dem 27. April, in der 'Neuen Freien Presse' zitiert wurde. »Warum einen armen Teufel um sein Brot bringen?«, das ist nach Herrn Vanderlip die Frage, durch die in Wien jedesmal »die Gewohnheit unnützer Arbeitsleistung« gerechtfertigt wird. Der Amerikaner bespöttelt unsere Straßenbespritzungswagen mit dem hinterdrein gehenden Spritzenschleuderer, und zustimmend erwähnt die 'Neue Freie Presse' seine Versicherung: »Wenn ein Amerikaner Spritzwagen einführen wollte, bei denen das Bespritzen der Straßen durch eine Handbewegung des Kutschers geschieht, bekäme er gewiß nicht die Salvator—Medaille.« Nun, solche Spritzwagen haben wir in Wien längst, und Herr Vanderlip hat für eine richtige Beobachtung ein unrichtiges Beispiel gewählt. Aber die Leser der 'Neuen Freien Presse' brauchten nur umzublättern, um ein besseres zu finden.

[Ein alldeutscher Name]

Alldeutscher. In Nr. 101 heißt es: »Herr Hlawitschka ist wohl — SEIN NAME SPRICHT DAGEGEN, aber seine Bekanntschaft mit Herrn Guttmann dafür —

ein Alldrütscher.« Ein Satz, der — Sie haben ganz recht — zu der sonstigen Auffassung der 'Fackel' vom österreicherischen Nationalismus nicht passen will. Es hätte heißen sollen: Herr Hlawitschka ist wohl — sein Name spricht ebenso dafür wie seine Bekanntschaft mit Herrn Guttmann — ein Alldrütscher.

[Bruder Schumeier]

Genosse. Herr Schuhmeier hat ein dramatisches Talent entdeckt, einen »schlichten« Tischler, dem die Bretter bald auch die Welt bedeuten sollen. Und die liberalen Zeitungen sind voll des Lobes. Herr Lothar, der unglaubliche Thomas der 'Neuen Freien Presse', schreibt einen großen Sonntagsartikel, und am Montag gibt Herr Landesberg seinen Segen. Wie ist der Rummel zu erklären? Eine Verbrüderung liberaler und sozialdemokratischer Interessen wird abgeleugnet. Aber vielleicht kann man, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, von einer solchen sprechen, wenn der sozialdemokratische Entdecker eines Talents mit dessen liberalen Förderern IN EINER LOGE sitzt? Bruder Schuhmeier wünscht einen großen Erfolg ...

[Ein Sensationsreporter]

Meister Anton. Die 'Neue Freie Presse' nicht vom Zuckerkartell gekauft, ihr Raimundtheater—Kritiker nicht infolge Ablehnung eines Stückes gehässig. — Sie verstehen die Welt nicht mehr! Ich aber durchschaue die Sophistik all dieser »Erklärungen«, mit denen jetzt das Blatt gegen die 'Fackel', deren Namen es noch immer, deren Wirkungen es nicht mehr totschiweigen kann, zu polemisieren anfängt. Ich hatte in Nr. 101 behauptet, die Gehässigkeit des Raimundtheater—Referenten gegen Bleibtreu's Werke und gegen das Theater überhaupt erkläre sich aus der Ablehnung einer Arbeit des Kollegen Ganz. Herr Ganz erklärt, nie sei ihm von der Raimundtheaterdirektion ein Stück zurückgewiesen worden. Um das Sachliche meiner Behauptung zu entkräften, hätte nun freilich nicht Herr Ganz, sondern Herr Schütz mit einer »Erklärung« kommen müssen. Denn die Mitteilung, Herr Ganz sei refufiert worden, ist zwar unrichtig, richtig aber bleibt, daß Herr Schütz neustens gegen das einst protegierte Raimundtheater eifert, weil Herr Gettke DAS WERK EINES KOLLEGEN abgelehnt hat. Die 'Neue Freie Presse' kommt also — vide Zuckerkartell — billig zu Dementierehren. Karl Bleibtreu, dem man die treffende Enthüllung der Motive des Raimundtheaterhasses verdankt — die irriqe Version Ganz lag nahe —, schreibt mir aus Berlin, die Erklärung erinnere ihn lebhaft an die zornige Berichtigung eines andern Mitarbeiters der 'Neuen Freien Presse', des Herrn Nordau, daß er nie Schönfeld geheißten habe: er hieß nämlich Südfeld. Daß das Theaterstück eines Redakteurs der 'Neuen Freien Presse' von Herrn Gettke abgelehnt wurde, hält Bleibtreu aufrecht; er habe diese Mitteilung »aus allernächster Quelle«.

[Eine Meinungsverschiedenheit]

Habitué. Gewiß, Antonie Baumberg ist ein Opfer unserer »Helden der Feder«, und ihr Fall beweist die Berechtigung des dramatischen Versuchs, den das Jubiläumstheater neulich geboten hat. Wie Martin Rofner im »Sonntag« wurde sie zwischen den Parteien zermalmt. Die jüdische Journaille hetzte, weil die antisemitische von der Erstaufführung der drei Einakter profitieren wollte. Nur das ist unter der materiellen Schädigung der Ärmsten durch die Schriftstellergenossenschaft zu verstehen. Die Tantiemen wurden ihr natürlich nicht entzogen. Das sollten die Montagsschmöcke, die neulich der antisemitischen Schriftstellervereinigung die alleinige Schuld an dem Selbstmord gaben, doch von den Schnorrereien der »Concordia« her wissen: unter »Reinertrag« versteht man die Gewinnsumme, die sich NACH ABZUG der Tagesspesen und Tantiemen ergibt. — Der Theaterzettel des Jubiläumstheaters bringt in seinem textlichen Teil neben wenig geschmackvollen Selbstan-

zeigen auch ganz hübsche Polemiken. So konnten sich die Besucher der Premiere von »Helden der Feder« an der folgenden Zusammenstellung ergötzen: 1. Zitierung der 17zeiligen hämischen Kritik der 'Neuen Freien Presse' über A. Baumberg's »Liebesheirat«. 2. Zitierung der 18zeiligen hämischen Kritik über A. Baumberg's »Familie Bollmann«. 3. Zitierung der kaum günstigeren 19zeiligen Kritik über A. Baumberg's »Das Kind«. 4. Zitierung des 186zeiligen schwungvollen Nachrufes für die tote A. Baumberg, in welchem es heißt: »Wenige Tage nach ihrem letzten Premierentage—Abend ist die HOCHBEGABTE FRAU, deren Werke in den letzten Jahren MIT ERFOLG über mehr als eine Wiener Bühne gegangen sind, freiwillig aus dem Leben geschieden ... In literarischer Hinsicht hat die Dichterin AUCH DIESMAL EINEN SCHÖNEN, VON DER KRITIK ANERKANNTEN ERFOLG erzielt ... Ihr erstes größeres Werk war 'Trab, Trab', das am Raimundtheater MIT ERFOLG in Szene gief. Dieser ERFOLG wurde NOCH durch das Lebensbild 'Eine Liebesheirat' ÜBERBOTEN.« »Solche Worte«, bemerkt der Theaterzettel, »wurden der Dichterin bei Lebzeiten in der 'Neuen Freien Presse' nie gewidmet. DAS WORT 'ERFOLG', das in jedem der 'hier angeführten Sätze wiederkehrt, es war in den Premierentagen—Berichten der 'Neuen Freien Presse' über die Baumberg'schen Stücke NIE ZU LESEN.«

Leser. Wie's gemacht wird, zeigt an einem typischen Fall die Lektüre der 'Wiener Allgemeinen Zeitung' vom 26. April. In schreienden Lettern: »Schreckliches Unglück auf der Londoner Stadtbahn.« Darunter in kaum minder schreienden ein zweiter Titel: »VIELE TOTE, 50 Verwundete.« Folgt telegraphische Meldung aus London, wo, wann und wieso ein Eisenbahnzug entgleist ist. Zum Schluß heißt es: »Fünfzig Personen wurden verletzt. Man BEFÜRCHTET, daß auch EINIGE Personen GETÖTET wurden.«

Confuser Leser. Jetzt kennen Sie sich schon nicht mehr aus. Herr Bahr schreibt über Herrn Thimig, er habe (in der Darstellung des Rotnerbauern im »Sonnwendtag«) »eine Wahrheit und MACHT des Ausdruckes, die erschüttert«. Herr Salten hinwiederum spricht ausdrücklich von der »MACHTLOSIGKEIT«, die Herr Thimig in der entscheidenden Szene offenbart habe. Jetzt kennen Sie sich schon nicht mehr aus. Herr Salten und Herr Bahr teilen sich sonst in eine Meinung, und Thimig ist bekanntlich seit mehreren Jahren zur schauspielerischen Machtlosigkeit verdammt, seit damals nämlich, als er die Macht bewies, den »Spezi« der Herren, den Burckhardt, aus der Direktion des Burgtheaters hinauszudrängen. So war's ausgemacht. Anders haben Sie's nicht erwartet. Und nun kommt Herr Bahr und lobt wieder mit vollen Backen, wie einst im Mai VOR der »Intrige« gegen Burckhardt. Nein, da kann der andere, gesinnungstüchtig, wie er ist, nicht mithalten. Für ihn ist und bleibt Thimig seit jener Affäre als Schauspieler gerichtet. Nicht er ist ja inzwischen mit einem von Herrn Thimig inszenierten Stück als Autor ins Burgtheater eingezogen, sondern eben Kollege Bahr.

[Dem Besitzer einer Hundspeitsche]

Besitzer einer Hundspeitsche. In einem Feuilleton der 'Neuen Freien Presse', das angebliche »Memoiren des Königs Milan« bespricht, heißt es mit Beziehung auf die noch lebende Mutter Alexanders von Serbien wörtlich: » — — Aber dann mußte sich Natalie einer Operation unterziehen, welche zur Folge hatte, daß die Intimität der ehelichen Gemeinschaft aufhörte.«

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3